

Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Verleger: E. Schöner & Co. in Berlin. Druck: E. Schöner & Co. in Berlin.

Die schweren drei Jahre.

(Von unserem Korrespondenten.)

Paris, 10. Mai.

Einen Tag bevor Herr Raymond Poincaré, zwischen vielen Kritikerinnen, in seine gute Stadt Paris einzog, brachte die Regierung den Gesetzentwurf der dreijährigen Dienstzeit heraus. Das war also in der letzten Woche des Februar. Damals sagte man in allen Kreisen, die dem Gesetze zustimmten, daß diesmal keine Umkehr gemacht werden dürften, dieses Projekt müsse schleunigst durchgeführt werden. Denn die Deutschen befehlen sich mit ihrer Kühlung ja auch, und nichts sei in dieser bedeutenden Zeit so dringend wie der Schutz des Landes. Alle anderen parlamentarischen Verpflichtungen müßten zurückgestellt werden.

Das ist jetzt drei Monate her. Das Gesetz ging in die Kommission. Diese verarmte sich in manchen Wochen nur nominal, und von ihren 44 Mitgliedern waren oft nur wenig mehr als 20 auf den Banken zu sehen. Herr Jaurès hielt längere Reden, Amendements und Kontrapunkte trafen sich, doch in dem Wirrwahl sein Mensch mehr sich zurechtfinden konnte. Und das parlamentarische Leben ging seinen vertrauten, ruhigen Gang weiter: man löste Ministerien, ging in den sehr ausgedehnten Urlaub, und wer in den Sitzungssaal des Plenums gerät, der findet dort dreißig bis vierzig Abgeordnete beisammen, die einer Rede über die Sozialpolitik lauschen.

Die Zwischenfälle des Frühjahres kamen: Lunéville, Nancy, Arrancourt, die nationalistische Presse lärmte auf und schrie, das müßte ein neuer Anknüpfungspunkt sein, das Gesetz zu beschleunigen, aber die Kommission ließ sich nicht spornen. Friedrich Büchling, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, schrieb seine Sätze zur Verherrlichung des Schwertes (ohne daran zu denken, daß er selbst die Schlachten der Zukunft nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Feldstecher in der Hand mitzumachen beabsichtigt ist); es war vielleicht die schärfste Warnung und Drohung, die patriotische Franzosen erfahren konnten, aber die Organe der Geheggebung beschränkten sich nicht. Das Projekt wird erst im hohen Sommer dem Votum der Kammer vorgelegt werden, und eine Wiederholung nehmen zu.

Ist das ein Zeichen der Erschlaffung? Bringt dieses Volk den Willen zum Leben und sich durchzusetzen nicht mehr auf? Befähigt würde sich kämpfen, mehr so rechnen wollen. Aber das Gefühl einer schweren Verantwortlichkeit setzt hier auf allen, die an diesem Gesetz mitarbeiten. Aber all dieses Raubden kommt aus einer Erwägung her, die der Nation Ehre macht, aus der Frage: wird der dreijährige Dienst der Intelligenz des Volkes nicht schaden; wird es Größe, was wir haben, die Leistung des Geistes, der Spielraum der wissenschaftlichen Forschung nicht zerstört, denn wir die jungen Leute in der empfindlichsten Periode des Lebens für drei Jahre zu Gemeindegewissen abkommandieren. Man muß den schweren Kampf, den die Antiklerikale in dem Lande seit Jahren durchzuführen haben, wüsten und kann ihn nicht aufgeben. Herr Louis Barthou, der Ministerpräsident, gehört zu ihnen. Dieser schmächliche, reizbar nervöse Sohn des Pyrenäenlandes wehrt sich von Natur sehr dazu, seinen über den Besatzungsstruppen und Effektivbesatz zu reden. Ein Buchmensch, der alte Präzedenzen sammelt, liebt den tüchtigen Biographen Mirabeaus geschrieben hat und dessen höchster Wunsch ist, in die Akademie gewählt zu werden.

Wenn er jetzt große militärische Reden hält, so ist das wohl doch nicht so zu erklären, daß er mit dem Schwerte schwärmt und, um an der Gewalt zu bleiben, einfach die Aufgabe der Stunde erledigt. Sollte er wirklich, wie einige behaupten, höher hinausstreben und den Spuren seines Freundes Poincaré erörtern folgen, so würde er warten, sich aufpassen, sein Konto nicht mit diesem doch eigentlich unpopulären Gesetz belasten. Aber er glaubt eben, daß es nicht anders geht: die schwere Stunde ist gekommen, wo von dem Geiste ein Opfer zu fordern ist, und leicht wird den Führern der Republik diese Erkenntnis zu sein. Wie in allem, was dieses Volk zu tun berufen ist, so ist auch jetzt in der Entscheidung der militärischen Dinge so etwas wie der Akt einer Tragödie drinnen.

Wer allen diesen Vorgängen zuseht, der beginnt die deutsche Erfindung des Einjährigendienstes zu preisen. Diese Erfindung ist hervorragend ungerecht und hervorragend weise. Aber in dem demokratischen Frankreich, das jetzt von den radikalsten Parteien beherbergt wird, ist an ein solches Mittel nicht zu denken, und so sucht man nach weniger deutschen Auswegen, nach Modalitäten, wie Herr Barthou in seiner Rede vor den Studenten sagte. Drei Vorschläge wurden gemacht. Entweder es wird den jungen Leuten erlaubt, schon mit achtzehn Jahren gleich nach dem Examen ihren Dienst zu tun, oder aber sie gehen von Gymnasium zur Universität und über die militärische Verpflichtung bis in ihr 23. oder 24. Lebensjahr. Beide Auswege haben schwere Bedenken. Denn es bleibt in dem einen wie in dem anderen Falle so, daß der Haß der Studenten drei Jahre sich in die wichtigsten Lebensjahre des Lebens einschleibt; entweder zwischen Gymnasium und Studium, wobei so ungelähr alles verdrängt werden würde, oder aber zwischen Studium und Leben, was ebenfalls die Resultate der Arbeit für die praktische Verwendung zerstören würde. Ein Jahr ist zu ertragen; da bleibt man in Anblikung mit seinen Vätern und braucht nur seine wieder anzuknüpfen. Drei Jahre verwischen alle Erinnerung und Übung.

Die geistigen Führer Frankreichs warnen; Anatole France, die Lehrer der Sorbonne. Und wenn man ihnen vorwirft, daß sie das Wohl des Landes nicht sehen und wollen, kann vielleicht geantwortet werden, daß diese Männer das Land hassen; denn Frankreich wirkt in die Ferne der Welt nicht durch seine Mittelklassen, sondern durch die Radiation seiner Ideen. Barthou sagte in seiner Rede an die Studenten: Was nicht ist, die Kultur zu erhalten, wenn der Boden des Landes nicht gesichert ist? Obgleich theoretisch wirksam wäre vielleicht die andere Frage gewesen: Was nicht ist, einen Boden zu schützen, auf dem keine Kultur blüht? Victor Auburtin.

Die internationale Expedition nach Skutari.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 14. Mai.

Neuer meldet aus Rom, daß Vizeadmiral Burnes, der Chef der internationalen Flotte vor San Giovanni di Medua, nach Nagusa fuhr, um mit Ghuschil an Bord der Admiralitätsjacht „Gandhara“ zu konferieren.

Konstantinopel, 14. Mai. (W. Z. B.)

Zehn türkische Transportschiffe werden von hier abgehen, und zwar immer zwei Schiffe nach je zwei Zügen, um die Zuppen in Albanien an Bord zu nehmen, die größtenteils in byzantinischen Häfen und in Smyrna ausgeschifft werden sollen. Der

alle unglücklich wären wie Ophelia. Sie haben Vergnügungen die Menge und sind lustig. . . . und gewohnt man sich an ihre Eitelkeit, so versteht man sie alle, wie die Menschen der normalen Welt.

Walsermelodien taumeln durch das Hirn der Hosiander. . . . Der Gottesdienst des Sonntagmorgens ist aus. Es gibt Tanzvergnügen im Theaterbau. Nur für Frauen.

Der weiße Saal ist voll Sonne. Frauen leuchten bunt. Orkanden befrachten Eulen und Garterien. Hin auf der Garterie spielt ein flackerndes Kreuz. Die Frauen mischieren zusammen mit einigen Musikanten. . . . Ein sehr fröhlicher, ehemaliger Kapellmeister, der abends häufig mit dem Direktor in der Villa mischert, ist aufgefordert worden, dieses Orchester zu leiten. Er antwortete lächelnd: „Ich dirigiere keinen Orchester.“

Zu Schär's Walsern dreht es sich im Tanzsaal. Frauenpaar um Frauenpaar. Eine Alte von bald 100 Jahren, in schneeweißem Haar, mit einer Haube, hebt das Tanzbein und schwirrt wie ein Kreiseln um sich selber, flackert in die Hände und lächelt. Welch ein Vergnügen. . . . Andere schwingen einander erregt durch die Luft. Gute Kranten-schweilerin beruhigen sie sanft.

Ein ehemaliger Schachspieler in reizender Toilette steht abseits, wendet sich mit einem grünen Blatt Kühlung zu und lächelt. . . .

„Serrenmensch.“

Ein schöner hochgewachsener Mensch, stark wie eine Eiche, etwas blaß vor Untätigkeit, schlenderte unter den viennedurchsummten blühenden Linden des zweiten Hofes, Nichts zu tun; denn es war Sonntag. Hände in den Hosentaschen, schlenderte er gelangweilt über das Pflaster.

Einem Wärter rief er was Süßliches zu. Der Wärter lachte: „Na, bald hoffst du ja keine Freiheit.“ Achteljährig schritt er weiter, an einem Baumstamm vorbei; der hatte ein dummsüßiges Gesicht, lange, absteigende Ohren; er stand da wie ein Hofe, der das Plänchen macht; die Unterarme hielt er wogerecht und ließ die Hände baumeln.

„Anton! Was den Kreisel.“ rief der hochgewachsene, preßte ihm mit der rechten Pranke den Kopf nieder und drehte ihn um seine eigene Achse. Dann erholte er einen dahergebenden Froch, rief ihm die Weine aus und warf den Knäuel weg. Und fand da, als ein ferner Windstoß aus der Welt der Freiheit, der fürgeraumt ein den Blick ins Blaue gerichtet, die Lippen ernstlich aufeinandergepreßt. . . . Ein gelangenes Raubtier der Großstadt.

„Kasvir-i-Estia“ stellt fest, daß der Beschluß der Porte, die Reste der türkischen Westarmee aus Albanien zurückzuführen, die Zweifel an der Haltung der Porte gestreut und die letzten Bande zwischen der Türkei und Albanien endgültig zerbrochen. Zu dem Augenblick der Einschiffung des letzten türkischen Soldaten in Albanien werde sich dieses Land für die Türkei in seiner Reihe von Griechenland, Montenegro oder Honduras untergeben.

Staatssekretär v. Jagow in Wien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Wien, 13. Mai.

Der deutsche Staatssekretär v. Jagow ist heute früh 5 1/2 Uhr in Wien eingetroffen. Da Herr v. Jagow auf Reisen nie zu schlafen pflegt, hatte er nach seiner Ankunft sofort das Bedürfnis, sich zur Ruhe zu begeben; er hatte sich deshalb jeden Empfang verboten. Gegen mittag verließ er das Hotel Imperial und stattete dem Grafen Berchtold den ersten Besuch ab. Dann fand ein Frühstück bei den deutschen Botschaft, an dem der Botschafter v. Tschirschky und die Herren der Botschaft sowie die höchsten Gelehrten der deutschen Bundesstaaten teilnahmen. Um 2 Uhr wurde Staatssekretär v. Jagow vom Kaiser in Schönbrunn im Audienzempfangen. Nach der Audienz beim Kaiser fand zwischen dem Grafen Berchtold und dem deutschen Staatssekretär eine längere Konferenz statt. Heute abend gibt Graf Berchtold zu Ehren des Gastes ein offizielles Dinner, zu dem alle Herren der deutschen Botschaft, die Gelehrten der deutschen Bundesstaaten, die österreichisch-ungarischen Minister, hohe Generale und andere hervorragende Persönlichkeiten geladen sind. Morgen mittag findet in der deutschen Botschaft ein offizielles Frühstück statt, an dem die Botschafter und Gelehrten von die österreichisch-ungarischen Minister teilnehmen werden. Es heißt, daß auch Prinz Wilhelm von Hohenzollern, der heute aus Bukarest hier eintrifft, zum Frühstück erscheinen wird. Es ist noch nicht bekannt, ob Herr v. Jagow morgen abend oder übermorgen früh Wien wieder verlassen wird.

Die Wiener Blätter nehmen, wie weitere Telegramme melden, den Besuch des Staatssekretärs zum Anlaß, um in herzlichen Begrüßungsartikeln die selbstverständliche Interaktion der österreichischen Politik durch den deutschen Verbündeten zu feiern. „Das offizielle Fremdenblatt“ sagt in seinem Begrüßungsartikel: „Die Zusammenkunft des Grafen Berchtold mit dem deutschen Staatssekretär wird ein überaus wichtiges Ereignis sein, das die auswärtige Politik der beiden Mächte in vollster Übereinstimmung und in unvorstellbarer Würdigung einleitet.“ Die „Neue freie Presse“ betont: „Während der letzten Krise hat sich wieder gezeigt, daß Deutschland und Österreich-Ungarn mit Wunden, fester als je, zusammengehörig sind, weil ihre Gemeinsamkeit auf den unmittelbaren Lebensnotwendigkeiten und Lebensinteressen beruht.“ Das „Neue Wiener Tagblatt“ erklärt: „Der Staatssekretär v. Jagow in Wien den freundschaftlichen Empfang findet sich selbstverständlich bei den intimen Beziehungen, die zwischen den beiden Reichen bestehen und während der letzten kriegshellen Monate sich neuerlich in glänzender Weise bewährt haben.“ Die „Reichspost“ bemerkt: „Wenn die mit zureichender Klarheit und Entschlossenheit geführte Politik des Deutschen Reiches den österreichischen Staatsmännern in den ersten Tagen der abgelaufenen Krise das Gefühl vollster Sicherheit verliehen konnte, so hat andererseits die politische Leitung der Monarchie mit ebenso klarem Verständnis für die Forderungen der deutschen Politik alles getan, um in ihr Tag, um jede Erklärung des in den letzten Monaten unerwiderterweise getretenen deutsch-englischen Eingreifens menschenähnlich zu halten und so ihrerseits den Interessen Deutschlands zu dienen.“

„Sehen Sie sich seine Hände an“, sagte zu mir der Direktor. „Schöne, wohlgepflegte Hände, die keine Arbeit kennen. Das Kind durchdringt von einem Messerhieb. Fragt man ihn nach seinem Beruf, so sagt er: „Zuhälter.“ Er lebt von seinen Frauen. Vor einigen Monaten mußte er zum Militär. Und er, der ein freies Leben gewohnt war, konnte sich dem Zwang nicht ergeben. Er wollte seine Freiheit haben. Er brannte durch, wurde abgelehnt und kam auf Stellung. Dort schlug er alles kurz und klein, wie er sagt, um als verurteilt erklärt zu werden. Er kam auf Sagarett zur Untersuchung und geriet dort die Betten und schlug die Möbel entzwei. Er ist kerngesund. Aber man kann ihn nicht bestrafen. Man ist froh, wenn man ihn los wird. Man schickt ihn in die Irrenanstalt. Und wenn er sich da sechs Wochen anständig betragt, kommt er frei. Das weiß er. Deshalb betragt er sich müdehaft. Er hat einen eierernen Willen und ist ein tüchtiges, konsequenter Kopf.“ Sehen Sie, wie er lächelt. . . . Ein Raubtier der Großstadt. . . . Er träumt von Berlin bei Nacht und von Frauen mit märchenhaften Güten. . . .

Berliner Kinder-Lesezimmer.

Don [Redaktion verbleibt.]

Walter Assmus.

Die erste städtische Kinder-Lesehalle in Berlin wird morgen eröffnet. Die Redaktion. Kinder-Lesezimmer! Wie so manches andere haben wir sie von Amerika und England, wo sie in Blüte stehen, übernommen, aber auch in Deutschland hat die Bewegung festen Fuß gefaßt, so daß heute in etwa 30 Städten Kinder-Lesezimmer bestehen. Man hat einmal das Leben bezeichnet als ein „düsternes Raubtierleben“ und der reizvollsten Möglichkeiten, nach denen wir uns sehnen. Das Leben unserer Großstadtkinder ist meist eintönig und arm zwischen den hohen Gebäuden; weit besser ist die Landjugend daran, die im Walde und auf dem Felde sich tummeln, Burgen bauen und zerstören, Krieg und lauten andere schöne Dinge im Freien spielen kann. So steht sich das in der Großstadt einigebildete Kind (freilich meist unheimlich nach reichen Geschäften nach romantischen Vorgängen. Das Leben kann diesen Drang befriedigen helfen.

Lesen! Ja, aber wo und was? Bücher sind außerhand nur in geringer Anzahl oder auch gar nicht vorhanden. Gibt es die materielle Forderung befriedigt werden — und das ist bei knappen Mitteln

Die Stadt der Verstorbenen.

Von [Redaktion verbleibt.]

Chr. Bouchholtz.

Der Propheet und die Blumen.

Ein leuchtendster Frühjahrsblau von gelbem Blau über junggrünen Kronen der Parkbäume. . . . Anseln schlagen. Wir sitzen auf der Veranda der großen Villa. Weiße Klematis auf sich in dünnen Schlingen um das Geländer und duftet zart wie es. Es ist die Weibchen des Zierensbalders. Und wir sitzen die Tische dieses weißen Königs der dunklen Stadt mit den hohen Mauern, zusammen mit seinen Ministern, den Assistenten, und den Mafsa.

Vor dem breiten Treppenaufgang zur Veranda breitet sich ein überwölbtes Beet blutroter Tulpen. Und die Tulpen sind wie seine zerkanteten, in denen Feuer brennt, wie rote Flammen, so voller sind sie. Mittagsglück flimmert auf den Beeten; heiße Düste gehen empor. Man bewundert den süßlichen Garten mit seinen glänzenden Farben. „Mein Gärtner“, sagt der Direktor, „ist ein Künstler und ein Narr. Blumen sind seine Religion.“

„Auch ein Kranzer?“ „Ein harmloser Narr und ein glücklicher Mensch, der sich hier aufhält.“

Der Direktor zeigt lächelnd in den Gartengrund. Eine leise Stimme taucht auf aus geschäftlichen Gängen. Eine kleine, dunkle Zaubermühle auf dem Kopf, eingehüllt in einen wallenden weißen Mantel aus Jannell, der mit großen roten und gelben Blüten bedeckt ist und von Goldblättern flimmert. Ein grauer Mann. Von einem Beet schreitet er zum andern, betrachtet mit einer Liebe seine Blumen, breitet prophetisch die Arme darüber und segnet sie. . . .

Er sprach Gebete Zaubersprüche. . . . die Blumen leuchteten in der Sonne. Und Ophelia sang aus dem Gräbern. . . .

Der Wall der Irren.

Die Stadt der Verstorbenen ist eine Stadt wie jede andere. Eine Stadt mit hohen Mauern, mit Wäldern, Kirche, Theater, Tanz-, Schwimmbädern, riesigen Rathäusern. . . . Nur kein Verkehr. Die Fenster der freundlich wie getändelten Hiesenhäuser sind verblüht. Man muß nicht meinen, daß die Bewohner des Städtchens